

Das Novellenbuch einer Lyrikerin

Autor(en): **Waser, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **8 (1911)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748598>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DAS NOVELLENBUCH EINER LYRIKERIN

Den Kennern der feinsten und zartesten Blüten deutscher Lyrik ist *Irene Forbes-Mosse* lange keine Unbekannte mehr. Unter den modernen Dichtern wüsste ich keinen, der die Töne eines Eichendorff und Mörike und dasjenige, was uns aus des Knaben Wunderhorn voll und rührend entgegenklingt, inniger aufgenommen und reiner und eigenartiger weitergebildet hätte als diese echtdeutsche Lyrikerin mit dem tiefen, so durch und durch musikalischen Empfinden. Nun hat sie uns ihr erstes Novellenbuch¹⁾ geschenkt, und wenn man auch in dieser seltsamen, wie mit schwebender Stimme vorgetragenen, von einer satten und zarten Lyrik erfüllten Prosa die Dichterin von „Mezza Voce“, „Peregrinas Sommerabend“ und „Das Rosentor“²⁾ unschwer wiedererkennt, so zeigt sie sich uns hier doch von ganz neuen Seiten. Vor allem ist es nun auch der denkende, moderne, auf dem Boden einer feinsten, von alter Tradition und neuzeitlicher Bildung gleich kräftig genährten Kultur stehende Mensch, den wir hier kennen lernen, und dann die reife, abgeklärte Frau mit jener herrlichen, alles verklärenden Fröhlichkeit, die im tiefsten Ernst allein wurzelt, und überdies die geistreiche, prickelnde, oft entzückend boshafte Erzählerin.

Merkwürdig reich und durchaus eigenartig sind die drei unter dem eigentümlichen Titel der ersten zusammengefassten Novellen, in Stil und Inhalt überraschend neu und doch urvertraut wie alle echte Kunst, und das treffende Wort dafür findet sich nicht leicht; denn es hält schwer, ein Buch zu charakterisieren, dessen Schönheiten zu einem großen Teil im Unausgesprochenen liegen, im bloß Angedeuteten, in dem, was jenseits der dargestellten Ereignisse, der ausgesprochenen Gedanken und Empfindungen liegt, in dem, was unbewusst mitschwingt und alles von der Oberfläche weg in die Tiefe zieht. Es ist wie bei einer Blume: ihre Wurzeln kennen wir, und ihre Blätter können wir zählen und die Farben nennen; aber wie ließe sich der Duft beschreiben? und ist doch vielleicht das Herrlichste daran und dasjenige, was uns am stärksten ergreift und am tiefsten rührt. So geht es uns mit dem Buche von Irene Forbes-Mosse. Da ist zum Beispiel die größte und schönste der drei Novellen „Glück in Dornen“. Von ihr kann man sagen, dass sie uns die seltsame, schmerzhaft und doch nicht glücklose Geschichte zweier Geschwister erzählt, von dem tapfern Sterben des einen und dem tapfern Weiterleben des andern. Und ferner: dass wir daraus das Leben in einem schweizerischen Sanatorium von einer ganz eigenen, die Psychologie des Krankseins und Sterbens in besonderes Licht rückenden Seite kennen lernen, und wiederum: dass uns die Augen aufgetan werden für den eigentümlichen Zauber, die zerschlissene Pracht und wehmütige Schönheit alten, etwas verarmten Adels mit seinen patriarchalischen Verhältnissen, seiner hohen Kultur und dem immer noch triebfähigen Saft im alten Stamm, der neben frühwelkenden auch wieder vollwertige, kraftstrotzende junge Schosse hervorzubringen vermag. Man kann von den verschiedenen prächtigen und interessanten oder possierlichen Menschen berichten, die uns hier entgegentreten und die wir bis ins Innerste kennen lernen, oder von der ungewöhnlichen Geschichte einer tiefen, unausgesprochenen, tapfer resignierenden Liebe und kann schließlich auch sagen, dass neben dem Hauptproblem eine ganze Reihe allgemeiner Fragen, die dem intellektuellen

¹⁾ *Berberitzchen und Andere*, S. Fischer, Verlag, Berlin 1910.

²⁾ Das erste bei Schuster & Loeffler, die beiden andern im Inselverlag erschienen.

modernen Menschen am Herzen liegen, berührt und in überraschende Beziehungen gebracht werden. Das alles kann man sagen und hat damit von dem eigentlichen Wesen der Novelle nicht mehr verraten, als man von der Schönheit einer Rose verrät, wenn man sagt, dass sie einen grünen Stiel habe und rote Blätter. Aber wenn wir von derselben Blume berichten, dass ihre Blätter samtig sind und schmelzend und wie von innen durchglüht — und dass ihr Duft süß ist und schwer — und einen schwer und berauschend zu Herzen geht, so ist dies schon ein bisschen mehr, und so lässt sich denn auch von dem Buche der deutschen Dichterin sagen, dass es eine ganz eigenartige, ganz in Musik getauchte und doch völlig natürliche Sprache besitzt, die im Dialog so gar allen Charme des unbekümmert gesprochenen Wortes behält, und dass der Duft einer weichen Wehmut, eines reinen, gehaltenen, von taubefrischter Fröhlichkeit wundersam durchleuchteten Schmerzes darüber liegt.

Ach, das schmerzliche Lächeln eines reifen Menschen und das verstehende Auge, das liebevoll alles umfasst, und nichts ist ihm zu klein und zu gering, dass es nicht eine Seele daran erkennen würde — und die zarte, gütige Hand, die keine harten Bewegungen und keine großen Gebärden kennt, die ganz leise, mit einer heilenden Beschwichtigung über das Schmerzhafte geht — gibt es etwas Köstlicheres! Ich wüsste keinen Dichter, auf den das Wort, das Hermann Bahr Segantini gewidmet, besser passte, als auf Irene Forber-Mosse, „le frère de tous les êtres“. Da ist nichts in der ganzen lebendigen Welt, was ihrer verstehenden Liebe nicht eingeschlossen wäre, und alle jene Schranken, die der Mensch zwischen sich und dem Unvernünftigen errichtet, und die er um so ängstlicher zu verteidigen pflegt, je tiefer seine eigene Menschlichkeit, bestehen für sie nicht. Man denkt an Segantinis herrliches Bild: Die junge Frau mit dem Kind an der Brust, froh, in stiller Müdigkeit hindämmernd, und daneben die Kuh, die ihr Junges leckt, ganz zart und liebevoll, und all das umschlossen von derselben feuchten, warmen Luft des dampfenden Stalles, und von demselben rötlich zitternden Licht zu einem einzigen Bilde beglückter Mütterlichkeit vereinigt, — mit solchen Augen sieht Irene Forbes-Mosse das Leben; deshalb liegen ihr auch die Gleichnisse aus der Welt des Tieres und der Pflanzen so selbstverständlich nahe. So vergleicht sie etwa den jungen Helden der Novelle mit „den allzu rein gezüchteten englischen Hühnerhunden, wo immer drei von fünf an der Staupe eingehen“, und dessen junge Freundin erscheint ihr „wie ein krankes Rennpferd, bei dem sich immer noch eine dreifache Lebenslust in Sprüngen und plötzlichen Läufen äußert“, oder auch „wie ein wildes, fremdartiges, zeitweilen rührend zutrauliches Tierchen“. Sie spricht von einer Bellinischen Madonna, die „mit dem dunkelumschatteten Blick einer sanften Hirschkuh“ vor sich hinsah, von griechischen Götterhäuptern, „deren weite feierliche Brauen sie an die offenen Schwingen großer, einsamer Seevögel“ gemahnen, und anderseits erinnern sie kurzbeinige Schweizerkühe mit ihren rosig-feuchten Mäulern und rotblonden Augenwimpern an Rubens'sche Frauen.

Freilich, durch ihre Andacht für das Gemeinsame aller Wesen zittert die Sehnsucht des komplizierten Kulturmenschen nach der schlichten, ehrlichen Größe jener Geschöpfe, die der Natur noch nahe stehn und der Erde, welche die Lebenden nährt und die Toten still und tröstlich in ihren mütterlichen Schoß aufnimmt. Aber ihre Sehnsucht, die sie wo „unser tiefstes Ich“ nennt, hat nichts von Sentimentalität an sich; dieses klägliche Wasser-

schoß am gesunden Baum des Lebens hat die Enkelin der Bettina¹⁾ niemals gekannt. Vielmehr ist es eine frische Absage an alles Pathetische, an alle innere Preisgabe und Indiskretion am eigenen Ich, an alles, was nach „Wunderparade“ aussieht, eine wundervolle Seelenkeuschheit, was ihrer Prosa etwas so Gesundes, prickelnd Wohltuendes, im vornehmsten Sinne Modernes gibt. Und dann die Freude am Geraden, Wahren, der Widerwille gegen alles Verschwommene, Lügenhafte, gegen alle vertuschenden Absichtlichkeiten.

Man lese Worte nach, die sie dem jungen Helden der Novelle in den Mund legt, dem mutigen Todeskandidaten mit dem unpathetischen Namen „Mücki“, der so vornehm und geschmackvoll abzutreten versteht und dessen Tod uns doch im Innersten rührt und nachklingt wie ein persönlicher Schmerz. Wir erleben es ja mit, Schritt für Schritt, dieses langsame wundervoll tapfere Sterben, das kein Ableben ist, sondern ein diskretes, bewusstes Scheiden ohne Klagen, dessen letzte Kämpfe nichts von bänglichem, ohnmächtigem Widerstreben an sich haben, die nichts anderes sind, als eine ehrliche Auseinandersetzung mit dem Tod und eine Abkehr von allem Krausen und Kleinlichen zum großen schlichten Bleibenden. Vor allem ein wahrheitsmutiges Sterben ohne jegliche Kompromisse, weder in religiöser noch anderer Beziehung. Man lese:

„... Ein schönes verstümmeltes Griechenhaupt. Wie sie ins Schicksal hineinstarrten, diese großen Augenhöhlen, wartend, furchtlos, wie in eine Sternennacht hinein. Dessen Götter gaben sich mit all dem Kram, den Bittgesuchen und dem Lamentieren gewiss nicht ab; sie sahen nicht aus, als ließen sie sich etwas abhandeln mit Kerzen und Gebeten.“ Und weiter:

„... Kurios, all diese modernen Verse; Perlmutter und Nebel, Rinnen und Gleiten, nirgends kann man den Fuß fest aufsetzen. Wenn man selber schon ins Rutschen geraten ist, macht das nervös. Man möchte etwas, das nicht nachgibt. So wie diese griechischen Grabschriften: ‚Dies ist das Netz eines armen Fischers, hier angebracht als Sinnbild eines harten, freudelosen Lebens.‘ Punktum. Das waren unerschrockene Leute. Sahen, was schön war und was schlecht war und sagten sich ‚So ist’s‘. Gingen den Weg, den sie gehen mussten, ohne sich vorzulügen, dass sie keinen andern lieber gegangen wären. Nicht wie diese Optimisten *coûte que coûte*, diese Heuschreckenplage, denen man jetzt überall begegnet. Und deren Theorien ja doch nicht Stich halten, wenn’s Ernst wird...“

Und als der Tod des armen Jungen schon ganz nahe ist, fühlbar hinter der letzten dünnen Wand:

„... hell und zart und gleichsam scharf umrandet war alles auf einmal, als sah’ er’s plötzlich durch eine Brille, ganz deutlich, nahe gerückt. Und dazu summte ihm ein lächerliches Lied durch den Kopf, wie eine eigensinnige Abendmücke. Er musste über sich selbst kichern. Eigentlich passte das, was bevorstand, gar nicht recht zu ihm..., denn es hatte, wie alles Endgültige, einen Stich ins Dramatische; und dem war er doch zeitlebens aus dem Wege gegangen...“

Ah — nur alles hübsch ruhig. Gotische Übertreibungen... er hasste das. Man nahm sich eben zusammen. Da gab es andre, die auch jung gewesen! Er dachte an Mozart... Ah! Mozarts Schmerz... Wie ein schöner

¹⁾ Dies Verwandtschaftsverhältnis unserer Dichterin, einer gebornen Gräfin von Fleming, dürfen wir dem Leser wohl verraten.

einsamer Vogel über dem grollenden Meer, wie leuchtende Blüten im Dämmergarten: heute nacht noch, o solch Zittern und Schimmern, morgen frühe seid ihr dahin! — Aber das ist nun so, und die sind wahrhaft königlich, die für sich keine Ausnahme begehren.

Flötentöne — wehmütig, ja; aber dennoch: rühr' mich nicht an. Nicht die schluchzenden Geigen Beethovens, ihr Mitleid, ihr unerbittliches, wenn sie den letzten Schleier wegziehen, in den sich die zuckende Seele einhüllt.

Nein — Fassung, das war das köstlichste. Wie auf griechischen Totensteinen: Eurydike, die ganz weich, ganz einfach von Orpheus scheidet und dem Todesboten sanft und verständig die andre Hand lässt... „ja ja, ich komme schon, nur ein Augenblickchen noch.“ Ist's nicht, als gäbe sie dem Zurückbleibenden Rat, wie er's mit allem halten soll, nun sie nicht mehr für ihn sorgen kann, weil sie fort muss in die grünliche Dämmerung?... Ombre felici...

Oh ihr Besiegten, die ihr Sieger bleibt durch die zarte, unbezwingliche Waffe des Geschmacks!“

Ja, die zarte unbezwingliche Waffe des Geschmackes, wie wenige kennen sie heute in unserer Zeit der forcierten Talente, der Indiskretionen und der mangelnden Seelenkeuschheit, und wie sicher weiß Irene Forbes-Mosse sie zu führen! Nur einem allerfeinsten künstlerischen Geschmack konnte ein Stil wie der ihrige gelingen, der in eigentlich unerhörter Weise das Heterogene zu verbinden und zu einem harmonischen, selbstverständlichen Ganzen zu vereinen vermag. Dieses eigenartige Gewirk von tiefstem, schmerzlichem Ernst und entzückender Frivolität, stimmungssatter Lyrik und anekdotenhafter Erzählung müsste in jeder andern, weniger sichern Hand auseinanderfallen. Man lese etwa die beiden Briefe des alten Onkel Grahnstedt — des herrlichen Mannes mit der runden reifen Menschlichkeit und dem zarten Herzen und der so prachtvoll fluchen kann — den an den totkranken Neffen, neckisch, fast übermütig, voller kleiner Fröhlichkeiten und Anekdoten: von der Großmutter mit der beherzigenswerten Devise „von Religion und Verdauung spricht man nicht“, von der frommen Kapitelsdame mit den Plüschaugen und dem ewigen Seelenstoffwechsel, von der alten verfloderten Bibel, „aus der sich der gute Onkel Klaus von seinem Kutscher vorlesen ließ, wenn er mit Hexenschuss zu Bett lag.“ Wenn dann das Kapitel zu Ende war, sagte Onkel Klaus: „Johann, gefällt dir das?“ Dann sagte Johann manches Mal: „Nee, gnäd'ge Herr, dat gefällt mi nich so sehr.“ „Mir auch nicht,“ sagte Onkel Klaus, „reiß es raus, Johann.“ So ist die Bibel allgemach recht dünnleibig geworden; besonders in den Propheten sind viele Lücken“ — wie er so hinplaudert, amüsant und schnurrig aus seinem wehen Herzen heraus, nur „damit Mucki nichts merkt und ein bisschen lachen kann.“ Und dann daneben der eingelegte Zettel an Britta, die Schwester des Kranken, die paar Worte, aus denen der mühsam verhaltene Schmerz des alten Mannes so herzergreifend spricht — diese beiden Briefe lese man in ihrem Zusammenhang, um zu sehen, wie meisterlich die Dichterin es versteht, größte Kontraste zu geben, ohne alle Härten und aufdringlichen Lichter.

Es ist nicht leicht, die Novellen dieser Lyrikerin irgendwo einzureihen und an Bekanntes anzuschließen. Am ersten wird man wohl an nordische Dichter denken; an Jacobsen zumal. Da ist dieser tiefe, sehnsüchtige Unterton, die Scheu vor dem Allzudeutlichen, die zärtlichen Nebel, welche die Ferne und alle harten Konturen umhüllen, und die innige Hingabe an

das Kleine, Zarte, das Einzelne, das Zunächstliegende. Auch an die deutsche Romantik wird man erinnert — nicht inhaltlich; — denn hierin sind die drei Novellen ja durchaus modern, und nichts liegt der Dichterin ferner als Kostümkunst und handgreifliche Mystik — sondern in der Empfindung, vor allem in dem innigen Einssein mit der Natur, dann auch im Sinn für das Spielhafte, Ironische. Auch an moderne Deutsche mögen wir denken, an Keyserling vielleicht mit seiner faszinierenden, einhüllenden Stimmungskunst oder an Max Dreyer — alles in allem ist es aber doch etwas ganz anderes, und die Prosa von Irene Forbes-Mosse bedeutet etwas neues. Sie ist tatsächlicher, durchsichtiger als jene, herber, reifer als diese, und dann kommt die Musik der Sprache mit dem herrlichen Vollklang der Wörter, die in ihrer Eigenbedeutung aufgefasst und ausgewirkt sind, und endlich die verklärende Heiterkeit und oft aufsprühende Fröhlichkeit, die sich mit nichts anderem verbinden lassen als eben mit dem Namen der Dichterin selbst; bloß dass er uns hie und da vertraut daraus anblitzt wie aus den Augen der herrlichen Bettina.

Der Novellenband ist *Vernon Lee* zugeeignet. Wie ein köstliches Motto steht dieser Name, der so besondern und reichen Vorstellungen ruft, dem schönen Buche vor und erinnert uns daran, dass Irene Forbes-Mosse nicht nur eines der so schwer auszuschöpfenden Bücher von Vernon Lee¹⁾ meisterlich verdeutscht hat, sondern dass sie auch in einer feinsinnigen Studie die stimmungsgewaltige englische Dichterin und Denkerin, die Frau mit dem luzidesten Gaste und dem sichersten ästhetischen Empfinden, vor allem auch die intime Kennerin Italiens, die in manchem ihrer Bücher „die Deutung zu seiner tiefinnersten Schönheit“ gegeben, dem deutschen Publikum nahe brachte. Auch dafür müssen wir Bettinas Enkelin dankbar sein.

ZÜRICH

MARIA WASER



GASPARD VALLETTE

Der Tod Philippe Monniers hat Gaspard Vallette buchstäblich das Herz gebrochen. Der Erregung und Trauer über diesen Verlust, den schwersten, der ihn hätte treffen können, vermochte Vallette, der zu seinem wenig widerstandsfähigen Herzen ohnehin seit einigen Jahren Sorge zu tragen gezwungen war, nicht Herr zu werden. So hat Genf binnen einer unheimlich kurzen Frist zwei seiner feinsten Köpfe eingebüßt, zwei der bedeutendsten Vertreter welscher oder genauer genferischer Kultur, zwei Schriftsteller, denen die sorgfältige Pflege der Form als das selbstverständliche Korrelat eines ausgebreiteten Wissens und eines individuell gerichteten Geistes erschien.

Sie waren Altersgenossen, sie haben das College in Genf durchgemacht, nach der Literatur und Kunst, nach den schönen Wissenschaften, den *belles-lettres* hat es sie beide hingezogen, und der Beruf des freien Schriftstellers erschien beiden am End aller Enden als der begehrenswerteste, homogenste. In beider Leben hat die Sonne des Südens beglückend, bereichernd, begeisternd hineingeleuchtet. Und hätte man sie nach ihrer Lieblingsstadt gefragt, die sie vielleicht doch mit ihrem Genf würden vertauscht haben, so sehr ihr Herz an ihm hing: ich glaube, sie hätten beide

¹⁾ *Genius Loci*, Eugen Diederichs, Jena und Leipzig 1905.